



Der Eros der Motoren

Von der Erlösung der Welt durch Maschinen, von deutschen Helden der Technik und dem stählernen Glauben an sich selbst: aus dem Leben des Ingenieurs und Erfinders Felix Wankel – ein Psychogramm

Ingenieure, so meinte der Zivilisationskritiker Oswald Spengler zu Beginn des 20. Jahrhunderts, seien die Priester einer heraufdämmernden Maschinen-Epoche. Der Ingenieur, der technische Tüftler, der Erfinder – das waren Männer, die zur Jahrhundertwende den Fortschritt geradezu personifizierten und einer „Generation im Aufbruch“ das Gefühl der moralischen Überlegenheit gegenüber jenen vermitteln konnten, die eben an diesem Fortschritt nicht teilhatten oder ihn gar ablehnten. Die Symbole des technischen Fortschritts waren die Maschinen: immer gewaltiger, immer furchterregend und faszinierend zugleich. Kunst, Literatur, Film – alle beschäftigten sich mit dem Phänomen der Maschine und seinen Auswirkungen auf die menschliche Existenz. Zur Jahrhundertwende und in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts befanden sich die zivilisierten Gesellschaften, wie der amerikanische Soziologe Lewis Mumford einmal schrieb, in einem *Totalitarismus des Übergangs*: Der technische Fortschritt, von den einen in fast religiöser Inbrunst und Hoffnung herbeigesehnt, von anderen wiederum als Teufelszeug verschrien und mit Weltflucht beantwortet, mündete in die Herausbildung einer neuen gesellschaftlichen „Megamaschine“, wie sie dann der Faschismus und Stalinismus am überzeugendsten verkörperten.

Sinn und Stoff dieser „Megamaschine“ war der Krieg — sowohl nach innen als nach außen. Die Herausbildung eines neuen Menschentypus war so in gewisser Weise auf dessen kriegerische und maschinelle Eigenschaften konzentriert. Wie aber verhalten sich Menschen innerhalb eines solchen gesellschaftlichen Prozesses, der technischen Fortschritt mit bedingungsloser Unterwerfung der Natur gleichsetzt, und wenn die „Megamaschine“ neue Menschenopfer für ihre *Materialschlachten* benötigt? Wie fließen die Entwicklungslinien eines Technik-Fanatismus mit den treibenden Momenten einer fanatisierten Massengesellschaft zusammen?



Auf der Suche nach einem Repräsentanten dieser Fusion von Technik und „Megamaschine“ stoßen wir auf einen, der sich selbst immer als „Künstler-Ingenieur“ und nicht als „Handwerker-Ingenieur“ (Serge Moscovici) gesehen hat und der zugleich stets begeisterter Deutscher war: der Motoren-Erfinder Felix Wankel, geboren 1902 in Lahr/Baden, gestorben Ende 1988 in Lindau am Bodensee.

Wankel begann schon sehr früh, ein Tagebuch zu führen – ein exaktes Protokoll seiner Sehnsüchte, seiner Visionen und zugleich das Dokument eines seltsam *statischen* Lebens, das eine eigentliche Entwicklung nicht zeigt. Schon der Siebzehnjährige, der sich später als „Maschinenträumer“ zu bezeichnen pflegt, notiert im Februar 1920 in sein Tagebuch: „Ich war zerrissen und wäre ein beschränkter Kopf geworden, wenn ich mich nicht zu den Maschinen hätte flüchten können.“ Und sechs Jahre später, im November 1926, vermerkt er: „Solange ich mich frei von eigener Hartherzigkeit u. Gewinnsucht weiß, werde ich meinen Weg mit den Maschinen gehen, gleichmütig ob ich durch Blumenfelder oder über Leichen muß, denn ich habe die Gewißheit, daß mein rücksichtsloses Wegbahnen nicht für mich, sondern für ein neues Leben geschehen muß u. einst werde ich als unbekannter Einsamer, oder umjubelter Sieger mit denselben Gefühlen sterben, wenn ich in dieser Richtung durchgehalten habe.“

Die Gewißheit, mit der hier ein Lebensentwurf vorgestellt wird, hat mehrere Ursachen: 1926 ist der gelernte Verlagskaufmann arbeitslos, er ist gerade in die NSDAP eingetreten, er beschäftigt sich erstmals mit der Entwicklung eines neuartigen Benzinmotors – dem späteren „Wankel-Motor“. Vor allen Dingen: Es ist ein „stählerner Glaube“ an sich selbst und an die Technik ganz allgemein, der den zweifelnden Jüngling zum fanatischen Maschinentüftler werden läßt. Deutschland hat einen Carl Benz, Gottlieb Daimler, Rudolf Diesel, Nikolaus Otto hervorgebracht, warum nicht auch einen Felix Wankel?

Die Richtung sollte sich damals, in den zwanziger und dreißiger Jahren, entscheiden, im Grunde aber ist sie schon lange vorgezeichnet: in der selbstgestellten Alternative, entweder *Werkeistiger* (Ingenieur und Erfinder) oder *Wortgeistiger* (Politiker) sein zu wollen, hat sich der junge Wankel schon früh auf die Seite der Technik geschlagen, denn „die Maschinen sind die Erlöser von Mensch und Tier.... immer rissen mich die Maschinen mit ihren siegessicheren Lebenskampfrythmen zu freier, stürmender Lebenslust“ (Tagebuch am 10. Dezember 1921). Das Pathos dieser kriegerischen Sprache hat der junge Wankel, zwischenzeitlich mit einer Zukunft als Literat liebäugelnd, den „Stahlgewittern“ Ernst Jüngers, zeitgenössischen Technikromanen und



deutsch-völkischen Schriften entliehen. Der stählerne Glaube führt erst spät zu einem Sieg; nach 28 Jahren und neun Anläufen, wie er akribisch vermerkt, wird der erste „Wankel-Motor“ der Öffentlichkeit präsentiert, künden die Auguren der Automobilindustrie von einer Revolution, die, wie so manch andere auch, dann doch ins Wasser fällt.

Was hat den jungen Wankel bewogen, den Weg des *Werkegeistigen* zu gehen, wo er doch die besten Aussichten hatte, als früher *Wortgeistiger* einer sich im Aufbruch befindenden nationalen Massenbewegung schnelle Karriere zu machen? Auf der Suche nach den tieferliegenden Gründen dieser Entscheidung stoßen wir auf den 1913 erstmals erschienenen Roman „Der Tunnel“ von Bernhard Kellermann, ein Buch, das damals Millionen in seinen Bann zog und sogar als Filmvorlage diente. Hauptfigur in diesem Zukunftsroman ist der Ingenieur Mac Allan, der, „ob durch Blumenfelder oder über Leichen“, das monomanische Projekt eines Tunnels zwischen Europa und Amerika, allen Hindernissen zum Trotz, erfolgreich zu Ende führt. Diese Romanfigur bildet zeitlebens eine Identifikationshülle für den nach Ruhm und Ehre strebenden Felix Wankel. In seinen Tagebucheintragungen vermischen sich die Identitäten des Schreibers mit dem schon Beschriebenen: Felix Wankel wird, *ist* Mac Allan, er organisiert sein Leben maßgeblich nach dem seines Romanvorbildes, Ereignisse aus der Fiktion finden sich plötzlich im Lebenslauf der realen Person: Science-Fiction als gelebtes Leben. Bevor aber der Held seinen Sieg feiern kann, müssen die *Anfechtungen des Politischen* überstanden werden.

Schon als Obersekundaner sieht sich „Fix“ Wankel in der Rolle eines Volkstribuns. Das Gymnasium ist für ihn schon 1920 kein Thema mehr, er wird es vorzeitig verlassen – nicht nur seiner mäßigen Mathematikleistungen wegen. Der Drill an der Schule behagt ihm nicht, und auch zu Hause hat sich Wesentliches geändert: Der Vater, von Beruf Förster, in Wirklichkeit aber ein verhinderter Ingenieur, ist nicht mehr aus dem Krieg zurückgekommen; das mütterliche Vermögen ist durch die Inflation fast ganz aufgezehrt, der Gürtel muß enger geschnallt werden. Felix klagt über die „Juden-Spießer-Republik“, die von „Verbrechern in der Politik“ bestimmt wird.

Der junge Wankel hat, wie er schreibt, das Wort als Schwert entdeckt, und das will geschliffen werden. Er schließt sich dem deutsch-völkischen „Ruge-Kreis“ an, der ersten rechtsextremen Gruppe in Heidelberg nach dem Ersten Weltkrieg. Der Begründer, Arnold Ruge, ist Privatdozent und Assistent am Philosophischen Seminar in Heidelberg, berüchtigt wegen seines eifernden Antisemitismus und seiner nationalistischen Tiraden in aller Öffentlichkeit. Ihm wird die *Venia legendi* entzogen, die Assistentenstelle aufgekündigt. Ruge



ist, zusammen mit seinen Freunden, der erste in Heidelberg, der das Hakenkreuz-Emblem offen zur Schau trägt.

Ruge verschwindet für zwei Jahre aus Heidelberg, und Wankel stellt sich nun politisch auf die eigenen Füße. Hatte er schon als Schüler im Freundeskreis eine pfadfinderähnliche Gruppe gegründet, die sich hauptsächlich die Zeit damit vertrieb, in den Wäldern um Heidelberg mit einem von Wankel gebastelten „Blitzlicht-Maschinengewehr“ Krieg zu spielen, so verstärkt er jetzt seine jugendpflegerischen Aktivitäten. 1921 beginnt er eine Lehre als Verlagskaufmann, in Wirklichkeit nur eine Nebenbeschäftigung, denn sein Hauptinteresse liegt jetzt bei den Autos und in der Politik. Es geht Schlag auf Schlag: 1922 wird auf Drängen von Felix Wankel, so berichtet die Zeitschrift *Volksgemeinschaft* in einem Rückblick, der „Sturmtrupp Lenz“ gegründet, ein Vorläufer der Heidelberger SA. 1923 ruft er die Jugendgruppe „Heia Safari“ ins Leben; inspiriert hat ihn dazu das gleichnamige Buch des Kaiserlichen Ostafrika-Generals Paul von Lettow-Vorbeck.

In Redeschlachten mit „spießigen Demokraten“ aller Schattierungen entdeckt der selbstsichere und zur Überheblichkeit neigende Jugendführer sein „geschliffenes Mundwerk“ und vermerkt in seinem Tagebuch, daß seine Gegner Angst hätten, mit ihm zu diskutieren: „...wegen meiner hypnotischen Macht“. 1924 betreibt Wankel die Gründung der „Großdeutschen Jugendwehr“, die dann in die Hitlerjugend überführt wird. 1926 ist er schon der Partei beigetreten, Anfang der dreißiger Jahre Gauleiter der Hitlerjugend in Baden. Eine politische Karriere steht ihm offen, wird ihm auch angeboten, aber er lehnt ab, weil ihm einiges an der nationalen Bewegung nicht mehr gefällt. Er sieht „Korrupteure und neue Bonzen“ am Werk, ist außerdem Anhänger von Gregor Strasser, dem Führer des sogenannten Sozialrevolutionären Flügels der NSDAP. Für Wankel ist Strasser ein „achtbarer Mann“, beide treten sie 1932 aus der Partei aus.

Die Machtkämpfe innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung kulminieren, auch Wankel bleibt nicht unberührt davon. Nach der Machtergreifung 1933 läßt ihn der badische Gauleiter Robert Wagner für ein halbes Jahr in Haft nehmen. Der Grund: Wankel hatte mitgeholfen, eine Unterschlagungsgeschichte aufzudecken, in die die Wagner-Fraktion involviert war. Nur Wilhelm Keppler, Förderer Wankels und zugleich persönlicher Berater Hitlers in Wirtschaftsfragen, kann durch direkte Intervention beim Führer den Erfinder wieder herauspauken.

Darüber hinaus ist der *Wortgeistige* Wankel mit der Partei schon deshalb nicht so zufrieden, weil sie offensichtlich seine Taten als *Werkeistiger* so richtig nicht zu würdigen weiß. Und dies, obwohl er schon Mitte der zwanziger



Jahre, als er erste Prinzipien für eine Drehkolbenmaschine entwickelt, mit führenden NS-Funktionären über seine Pläne und Erfindungen spricht. Himmler hatte er schon in München kennengelernt, mit Goebbels spricht er im Dezember 1927 in Heidelberg, und im August 1928 darf er sogar Hitler seine Aufwartung machen. Niemand zeigt wirkliches Interesse für seine Arbeit, nur der Weltkriegsgefreite Hitler unterhält sich mit dem „Maschinenträumer“ über dessen Lieblingsthema: die „Mensch-Maschine-Kampfverbundenheit“, besser: die Mensch-Maschine-Intimität. Der maschinelle Charakter des Menschen und der menschliche Charakter der Maschine stehen im Zentrum dieser Liaison, aber Hitlers Phantasie — schließlich fühlte er sich auch einmal als Künstler — ist diesbezüglich nur mäßig ausgebildet; er versteht darunter so etwas wie: Das Gewehr ist die Braut des Soldaten.

Wankel hingegen schildert in seinem Tagebuch eine geradezu rührende Geschichte. Sie handelt von einem alten Hubkolbenmotor namens „Husch-Husch“, den er immer für seine Abdichtungsversuche benutzt. Eines Tages, nach einer wichtigen Demonstration vor Fachleuten der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (DLV), bricht der Motor auseinander: „Der uralte Motor aus schwersten Versuchszeiten hatte solange noch durchgehalten, um den Sieg zu ermöglichen, für dessen Vorbereitungen er so oft hatte laufen müssen.“ Ein Schweißer aus Lahr nimmt sich der Sache, oder: des Patienten, an: „Husch-Husch wurde bei diesem Feuerzauber wieder so gesund, daß er dann . . . betriebsfähig“ war. „Erst 1945 wurde er zusammen mit Deutschland und den Wankel-Versuchs-Werkstätten verschrottet. Gott allein weiß, wo die Teilchen und die Seelen sind, von allem was dahinging.“

Wankels überbordende Phantasie, die sowohl solch vehementen Kitsch als auch handfestere Dinge hervorzubringen vermag, hilft ihm auch, die eigene Lebensgeschichte vermittels seiner Tagebuchnotizen immer wieder neu zu ordnen. Eine Niederschrift wird so lange „nachgebessert“ (auch noch in hohem Alter), bis sich geschichtliche Wahrheit und Fiktion untrennbar miteinander vermischen haben.

So wandelt sich, Schritt für Schritt, der „deutschfühlende“ Wortgeistige. Er, der gerade noch über „lebensunfähiges Gesoxe“ oder den „zu polnischen Gesichtsausdruck“ einer Filmschauspielerin zu dozieren wußte, bedenkt sich nun selbst mit Attributen wie „exzentrisch“ oder gar „spinnert“. Er entzieht sich den *Anfechtungen des Politischen*, diesem Ablenkungsversuch von seinen geliebten Maschinen, dadurch, daß er nun die Rolle des kauzigen „Erfinderlings“ spielt, der politisch nur naiv ist. Oder ein insgeheimer Gegner der „braunen Gewaltherrschaft“, wie er in einem Nachtrag zu seinen Tagebuchnotizen im Jahr 1976 — Wankel ist nun 74 Jahre alt — nebenbei suggerieren möchte.



Aber das ist er mitnichten. Zwar hat er mit BMW seit 1934 einen Forschungsvertrag laufen, der ihm regelmäßige Einkünfte sichert, doch spätestens von 1936 an lebt er hauptsächlich von Entwicklungsaufträgen, die ihm sein alter Gewährsmann Keppler zu besorgen weiß, darunter auch Projekte für die Waffen-SS und die Marine. Keppler-Duzfreund Himmler gibt bei dem mittlerweile zum Sturmbannführer (ehrenhalber) ernannten Wankel eine „geheime Kommandosache“ in Auftrag: ein Mini-Torpedoboot, das, so hofft Himmler, im Herbst 1944 in die Serienproduktion gehen soll. Aber die Zeit reicht nicht mehr für den „Endsieg“.

Es sind zwei Begriffe, die in Wankels autobiographischen Texten immer wieder vorkommen und seine Lebensbeschreibung prägen: *Fieber* und *Opfer*. „Im Fieber des Gestaltenmüssens“ (Wankel) treibt es den Erfinder um, läßt ihn nicht ruhen, bis der *Sieg* errungen ist. Fieber ist hierbei nur eine Metapher für den Zustand der innigsten Verbundenheit des „faustischen Erfinders“ mit der von ihm geschaffenen „faustischen Maschine“ (Oswald Spengler). Wo aber übermäßig gefiebert wird, ist das Opfer zumeist nicht weit; oder anders: Das Fieber bedarf permanenter Opfer, um selbst nicht zu erkalten. Bei Wankel liest sich das so: Er ist arm und verkannt, er hungert und friert, arbeitet unmäßig, trennt sich von Freunden, von der geliebten Frau, verzichtet auf „spießiges“ Sicherheitsdenken – alles nur, um sein Werk nach vorne zu bringen. Und die Opfer tragen Früchte, irgendwann gibt es ihn: den Wankel-Motor.

Fieber und Opfer, diese Leitbegriffe der Wankel'schen Biographie, sind nicht etwa Ausdruck eines originellen Denkens, sondern entsprechen vielmehr dem kriegerischen, fiebernden, opfersüchtigen Zeitgeist, den es nach weiterer „Materialschlacht“ (Jünger) dürstet. Wankel, der *wortradikale Werkegeistige*, kann zwar im persönlichen Umgang einigermaßen militant werden, zum „Kriegshandwerk“ zieht es ihn aber nicht. Er begibt sich lieber – und ersatzweise – an die Front der Technik und orientiert sich dabei an seinem Lieblingsbuch, an Kellermanns „Tunnel“.

Auch hier wird ja vor allen Dingen gefiebert, geopfert und schließlich gesiegt. Der ruhelose Einzelgänger Mac Allan zwingt dem Rest der Welt, kraft seiner spezifischen Autorität, seinen Willen auf – für den vaterlosen und gerade mit der Mutter um mehr Autonomie kämpfenden jungen Felix klingt diese einfache Denkfigur wie eine Offenbarung und wird ihn immer begleiten. Jahrzehnte später vermerkt der nun zum Erfinder erwachsene „Maschinenträumer“ in seinem Tagebuch: „(Zur Erfindung des Kreiskolbenmotors) Hiermit sollten nun die seitherigen Hubkolbenmotoren besiegt und das von Werken und Maschinen, von Mitarbeitern und Geldmillionen starrende Riesenreich der



Motorenindustrie aller Linder zur Übernahme einer neuen Maschinen-Idee gezwungen werden.“

Diese selbstüberschätzende Lebensmaxime bleibt – wie ihr politisches Pendant der gewaltsamen Durchsetzung einer neuen *Menschen-Idee* – letztlich unerfüllt. Aber sie enthält eine Botschaft, die Wankel direkt seinem geliebten „Tunnel“-Buch entnommen hat und die stetig sein Durchhaltevermögen zu mobilisieren weiß: Arbeit ist nur eine besondere Form des Kriegs und zugleich die Möglichkeit, sein Menschsein moralisch und geistig zu vervollkommen. „Arbeit ist die Religion unserer Zeit“, donnert Ingenieur Mac Allan *desertierenden* Arbeitern hinterher, und Wankel notiert: „Denn je siegreicher der Mensch die Erde bezwingt, desto näher wird er der Vollendung sein.“

Ein weiteres Moment aus dem Lebenslauf seines Science-Fiction-Helden empfindet Plagiator Wankel „naturgetreu“ nach: dessen Verhältnis zu Menschen, insbesondere zu Frauen. Diese sind hauptsächlich „klein“, „rührend“, „schutzbedürftig“, etwas mütterlich – und annähernd immer der Arbeit im Wege. Mac Allans Frau Maud muß den jungen Wankel einigermaßen fasziniert haben, denn in seinen Tagebuchnotizen taucht eine junge Frau auf, Wankels große Liebe, die direkt dem Buch entsprungen zu sein scheint: Sie spielt Klavier wie Maud, ist romantisch wie Maud, ebenso kulturell interessiert und „vergnügungssüchtig“, und sie führt das gleiche Opfer-Dasein wie Maud. Während allerdings die Romanfigur aufgrund äußerer Einwirkungen aus dem Leben des Helden tritt, ist Wankel da weniger sentimental: Er trennt sich von seiner Freundin, vordergründig weil er ihr dauerhaft das Leiden an seiner Egomane ersparen will, in Wirklichkeit aber, weil er ihr den permanenten Opfergang letztlich nicht zutraut. Wankel, so muß es scheinen, gibt, wie sein Vorbild Mac Allan, dem Eros der Arbeit und der Maschinen den Vorzug.

Kellermanns Zukunftsepos antizipiert nicht nur Wankels persönliche Entwicklung, sondern auch die Bewegung jener gesellschaftlichen Kräfte, mit denen der *Werkgeistige* sympathisiert. Da ist erst einmal die Lobpreisung des Führertums – beim rechthaberischen und stimmungslabilen Wankel ziemlich ausgeprägt. Ferner beschwört dieses Buch einen *antikapitalistisch verbrämten Fortschrittsoptimismus*, wie ihn Wankel im Strasser-Flügel der NSDAP noch schätzen lernen wird. Schließlich ist dieses Werk unverblümt antisemitisch und rassistisch, wie es eben der *Wortgeistige*, in seiner Abneigung gegenüber Juden und anderem „Gesoxe“, auch ist. Der Schurke in diesem Zukunftsroman aus dem Jahr 1913 (1986 - unverständlicherweise ohne klärendes Vorwort – im Suhrkamp Verlag wieder aufgelegt) ist nämlich ein Jude – schmierig, geldgierig und sexuell ausschweifend, wie Jahre später



der *Stürmer* zu typologisieren weiß. Sam Woolf alias Samuel Wolfsohn, man ahnt es, bringt durch seine riskanten Finanzspekulationen das Tunnel-Syndikat an den Rand des Ruins und stürzt die gesamte Welt nahezu ins Chaos.

Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, daß dem erwachsenen Felix Wankel Ähnliches tatsächlich passieren wird. Im Jahr 1960 sind es die undurchsichtigen Aktienspekulationen der Dresdner Bank, die den NSU-Werken schwer zu schaffen machen. NSU hat gerade das erste Versuchsauto mit einem Wankel-Motor ausgestattet, die Börse liegt auf der Lauer. In einer Art Jubelhausa drückt die Dresdner Bank, Hauptaktionär der NSU-Werke, immer mehr Aktien auf den Markt und die Werte nach oben. Der Katzenjammer folgt mehrere Monate später: ein plötzlicher Kurssturz, die Dresdner Bank hat schon lange verkauft, macht die NSU-Aktie zum „wankelmütigsten bundesdeutschen Wertpapier“ (*Spiegel*). Wankel, der angeblich keine NSU-Aktie besitzt und erstaunlicherweise auch nie einen Führerschein erworben hat, sieht die Verbreitung seiner Erfindung bedroht.

Solche Erlebnisse lassen Felix Wankel bis zu seinem Tod immer mißtrauisch gegenüber dem großen Kapital bleiben – wie er es schon in jungen Jahren war. Er wird an seiner schon früh gefaßten Idee festhalten, daß der Erfolg eines Erfinders von der Zustimmung des Volkes abhängig sein sollte, so wie der berühmte Graf Zeppelin seine Luftschiffe von 1908 an nur durch eine „Volksspende“ fliegen lassen konnte.

Überhaupt wird er sich auch in hohem Alter kaum verändern. Im Zentrum seines Lebens werden wie eh und je die Maschinen stehen. Er wird weiterhin neue Erfindungen austüfteln und in einem Alter, in dem sich andere schon längst zur Ruhe gesetzt haben, noch jährlich mindestens ein Patent in München anmelden; er wird das Prinzip rotierender Kolben, das den Wankel-Motor so einzigartig macht, auf andere Motoren- und Maschinentypen übertragen; er wird todtraurig darüber sein, daß der RO 80 von NSU, ein Auto mit Wankel-Motor, in das er so viele Hoffnungen gesetzt hat, wieder schnell und ruhmlos von der Auto-Bühne herunterrollen muß, weil niemand seiner Erfindung genügend Zeit für die Serienentwicklung gibt; er wird sich mit glänzenden Augen noch an seinem Lieblingsprojekt, dem Tragflügelboot „Zisch“, abarbeiten, er wird mit Wissenschaftlern und technischen Kapazitäten über neue Entwicklungen konferieren, und er wird für seine Arbeit den Ehrendoktor der Technischen Universität München erhalten.



Er wird weiterhin launisch, unbeherrscht und rechthaberisch bleiben und an seiner „demokratischen Autobiographie“ feilen; er wird die Ehrenbürgerschaft der Stadt Lindau unter dem Vorwand ablehnen, er wolle nicht mit Hitler im gleichen Buch stehen, obwohl er nur darüber verärgert ist, daß die Stadt seinen Grundstückswünschen nicht unverzüglich nachkommt; er wird, aus purer Opposition gegen den Heidelberger Oberbürgermeister und dessen rigide Politik der Stadtsanierung, viel Geld in eine alternative Stadtzeitung stecken, die an dieser Spende – das heißt den nachfolgenden inneren Querelen – fast zugrunde geht; seine Liebe zu Tieren wird er hochhalten, und er wird laut klagen darüber, daß sie immer mehr Lebensraum durch die Versiegelung der Landschaft verlieren; er wird im gleichen Atemzug stolz darauf hinweisen, daß in Japan mehr als eine Million Autos mit seinem Motor bestückt sind; er wird ein Hohelied auf die „Wikinger Asiens“, wie er sie nennt, anstimmen, danach wird er auf hiesige Politiker schimpfen, den Journalisten Horst Stern als „grünen Goebbels“ titulieren und auf seine Tierschutzstiftung in der Schweiz, in die er einen Großteil seiner sechzig Millionen Patentgelder investiert hat, aufmerksam machen.

Und er wird, irgendwann im Sommer 1980 im schönen Hotel „Tannhof“ am Bodensee, japanische Geschäftsleute, die Chefs von Toyota mit ihren Frauen, bewirten und ihnen eine Geschichte erzählen, die er selbst nur erzählt bekommen oder gar erfunden hat: Sie handelt von deutschen Firmen, die in Afrika eine Eisenbahnlinie bauen wollen; und Wankel wird sich darüber auslassen, wie dumm und faul die Schwarzen dort sind, „wie die Kinder“; er wird sich, ganz im Bewußtsein, jetzt im Mittelpunkt zu stehen, mit zuckenden Mundwinkeln über den Tisch beugen und mit polternder Stimme sagen: „Aber was will der Herr Nigger? Er will keine deutschen Dampf-Loks, er will gleich E-Loks haben, der Herr Nigger.“ Und dann wird er zusammen mit den Wikingern Asiens in schallendes Gelächter über den technischen Unverstand der Welt ausbrechen.

DIE ZEIT, 7. Juli 1989